Nr. 475. 39. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 19. September 1910

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Parteitag.

T. W. In dem Sommerlokal „Luisenpark“, das in einer nördlichen Vorstadt Magdeburgs, der „Wilhelmsstadt“, liegt, haben sich gestern die sozialdemokratischen Delegierten zu jener Beratung versammelt, die eine Woche lang zu dauern pflegt und die man deshalb Parteitag nennt. Zum ersten Male seit vielen Jahren ist nicht Paul Singer Schiedsrichter und Präsident — denn Aufregung und große Anstrengung sind ihm noch untersagt — und es kann sein, daß das Fernbleiben dieses geschäftskundigen Mannes in entscheidenden Augenblicken sehr bemerkbar werden wird. Singer ist streng und starr in seiner Abneigung gegen den Revisionismus, zähe und eigensinnig in seiner Gegnerschaft gegen die Politik des „Augenblickserfolges“, die ihm den größeren Zukunftserfolg zu gefährden scheint, aber er ist sich seiner Verantwortung klar bewußt und weiß, was auf dem Spiele steht. Werden die Temperamentvollen und die Redseligen, die Lieblinge der Galerie und die Liebhaber eines bombastischen Phrasenschmucks immer zu zügeln sein und wird beim Anblick der ungehorsamen Badener der nordische Zorn nicht allzu hitzig erglühen? Wird man einsehen, daß jede blindwütige Herausforderung des Bürgertums die Partei wieder zurückwerfen, daß das Feuer der Beredtsamkeit die noch ungeborgene Ernte zerstören kann? Volksstimmungen sind nicht für ewige Dauer festgelegt, der Wagen des Erfolges fliegt bei einem falschen Manöver in den Chausseegraben hinein und auch die rote Flut wird leicht durch eine rote Ebbe abgelöst. „Die Gunst des Publikums,“ sagt Herr v. Bethmann Hollweg sich tröstend, „ist seit altersher wandelbar.“ Beinahe so wandelbar wie Fürstengunst.

Zwei Tage vor Beginn der Magdeburger Beratung hat der nationalliberale Abgeordnete Dr. Weber einen Artikel erscheinen lassen, in dem er die „Radikalisierung“ des Volksgeistes beklagte und jedes Zusammengehen mit der Sozialdemokratie bei den nächsten Reichstagswahlen entschieden verwarf. Herr Dr. Weber meint, die Liberalen würden nach einer solchen Wahltaktik von den Sozialdemokraten „abhängig“ sein, und im übrigen werde die Liberalisierung Preußens und Deutschlands sich auch ohne Nachhilfe „von selbst“ vollziehen. In dieser Weberouvertüre tritt noch einmal die ganze Misere einer politischen Geistesrichtung hervor, die von einem milden Fatalismus umfangen ist und den Willen zur Macht nicht kennt. Ach, die Liberalisierung dieses Staatswesens vollzieht sich gewiß nicht „von selbst“, und die gebratenen Tauben fliegen den Liberalen hier noch weniger als anderswo in den Mund. Weise Politiker mögen wähnen, eine Partei, die mit der Sozialdemokratie verhandle, sei für ewig kompromittiert — in Wahrheit ist eine Partei, die niemand fürchtet und zu fürchten braucht, zu ewiger Ohnmacht verdammt. Die Konservativen werden sich nicht beeilen, den Liberalismus durch Geschenke zu erfreuen, keinen konservativen Landrat wird man Herrn Weber und seinen Freunden zu Liebe schlachten, und alles, was es in diesem Lande an Fortschritt geben wird, wird nur zugestanden werden aus Furcht vor einer Linksmajorität, oder errungen werden durch diese Linksmajorität. In der Politik zählt nur der, der sein Schwert in die Wagschale werfen kann, nicht der blinde Bettler, der geduldig auf ein Almosen hofft.

Aber der Versuch, diese Linksmajorität zu erzielen und, gegen den Wunsch der nationalliberalen Führer, die nationalliberalen Wähler bei der Entscheidung zwischen rechts und links nach links hinüberzuziehen, ist nur dann einigermaßen aussichtsvoll, wenn auch die Sozialdemokratie die notwendigen Vorbedingungen erfüllt. Gerade wenn man nicht mit Herrn v. Bethmann Hollweg an die verflachende Wirkung des demokratischen Gedankens glaubt, sondern in dem demokratischen Regime die einzige Bürgschaft für eine freie Entwickelung der Individuen sieht, fühlt man sich verstimmt durch ein Parteisystem, das individuelle Regungen allzu gern verkehrt und erstickt. Gerade wenn man gegen die alles umschließende Macht einer Kaste kämpft, die mit hundert kostbaren Privilegien hundert Vorurteile geerbt, fühlt man den schlimmen Irrwahn einer Disziplin, die das proletarische Klassenbewußtsein, den neuen Kastengeist, in den Vordergrund stellt. Niemand, dem es mit seinen eigenen Ueberzeugungen ernst ist, mutet der Sozialdemokratie einen Verzicht auf die ihrigen zu, aber bei der Heiligen Schrift und den Parteiprogrammen kommt viel auf Auslegung und Anwendung an, und überall gibt es die Methode der Duldsamkeit und die Methode der Orthodoxie. Man kann und muß verlangen, daß die Sozialdemokratie nicht nur die orthodoxe Methode übt, und daß sie den Andersgläubigen in ihrer Nachbarschaft nicht mit dem Haß bornierter Eiferer entgegentritt. Man kann und muß fordern, daß die Kastenherrschsucht, die man aus den oberen Stockwerken auszutreiben sucht, nicht durch die Kellertür wiederkehrt.

Die Sozialdemokratie wird auf jene orthodoxen Gewohnheiten verzichten, sobald sie begriffen haben wird, daß sie ohne ein Zusammenwirken mit dem Liberalismus zur Ohnmacht verurteilt ist, und daß ein Wahlsieg, den man nicht praktisch ausnutzen kann, nur eine schöne Volksbelustigung bleibt. Man wird in Magdeburg sehen, wie weit diese Erkenntnis, zu der die Klügeren sich längst bekannt, die Partei heute durchdringt, und ob die Sozialdemokratie nur unfruchtbare Parteitriumphe sucht, oder die Schaffung einer Linksmajorität fördern will. Diejenigen, die dieses Ziel erstreben, hegen keinerlei Illusion — sie wissen, daß der Wille zur Macht hier eine rein konservative Pflanze ist, und daß die übrige Parteimenschheit sich gern mit platonischen Tröstungen begnügt. Wird das Ziel auch diesmal nicht erreicht, scheitert der Versuch an der nationalliberalen Bedenklichkeit und an dem „Klassenbewußtsein“ der Sozialdemokratie, dann wird alles wie bisher gemächlich weitergehen. Herr Weber und seine Freunde werden wie Nora warten, daß das „Wunderbare“ kommen soll, und ein Häuflein Eckensteher bilden, um das sich niemand zu kümmern braucht. Und die Sozialdemokratie wird prunken mit ihrem kraftstrotzenden Riesenleib — mit einem gemästeten Riesenleib, der seine Glieder nicht rühren kann.

Venizelos' Abreise nach Athen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Kanea, 18. September.

Der bisherige kretische Ministerpräsident Venizelos ist heute nach Athen abgereist, um seinen Deputiertensitz in der griechischen Nationalversammlung einzunehmen. Er macht die Seefahrt auf einem Extradampfer. Eine große Menschenmenge geleitete Venizelos zum Hafen und bereitete ihm stürmische Ovationen.

Eine neue Spionageaffäre.

Verhaftung deutscher Offiziere in Rußland.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Petersburg, 18. September.

Während der Manöver verschiedener Teile des Grenadierkorps in der Umgegend von Moskau erregte ein junger Mann Aufsehen, der die ganze Manövertechnik des Kampfes eifrig verfolgte. Er wurde daraufhin wegen des Verdachts der Spionage verhaftet und nach der Hauptwache gebracht, wo es sich herausstellte, daß der Zivilist ein deutscher Leutnant namens Heinze ist. Nach der Verhaftung des Leutnants Heinze überwachte die russische Polizei seine an der Malachowka befindliche Wohnung, in der alsbald ein junger Mann erschien und sich nach dem abwesenden Leutnant erkundigte. Auch er wurde verhaftet und als der deutsche Oberleutnant Wenzel festgestellt. Die beiden Verhafteten leugnen jede Absicht von Spionage. (Die Rangliste führt zwei Leutnants Heinze auf, von denen der eine beim 5. Fußartillerieregiment in Posen, der andere beim 6. Fußartillerieregiment in Glogau steht. Von mehreren Oberleutnants namens Wenzel steht einer beim 58. Infanterieregiment in Glogau. Die Red.)

Botschafter v. Nelidow †.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 18. September.

Der russische Botschafter v. Nelidow ist heute nacht kurz vor 1 Uhr im Alter von 75 Jahren gestorben. An seinem Lager standen seine Gattin, eine geborene Fürstin Olga Kilkow und vier Söhne. Ein russischer Geistlicher war schon in den Abendstunden in die Botschaft gerufen worden und blieb bis zum letzten Atemzuge bei dem Sterbenden, der erst einige Minuten vor dem Verscheiden die Besinnung verlor. Herr v. Nelidow war schon seit langer Zeit krank. Er litt an einem Krebsleiden, das unheilbar war und in den letzten Tagen seine Ernährung ganz unmöglich machte. Dennoch hat Herr v. Nelidow versucht, von seinem Krankenbett aus die Geschäfte der Botschaft zu führen. Die Beamten erhielten ihren Chef wenigstens in der Illusion, daß er seine Tätigkeit noch ausüben könne. Seit 1903 war der verstorbene Botschafter als diplomatischer Vertreter Rußlands in Paris tätig. In Frankreich hat Herr v. Nelidow große Sympathien gewonnen, weil er als ein überzeugter Anhänger der Allianz galt und zu ihrer Befestigung manches beigetragen hat. Im Jahre 1908, gelegentlich seines Botschafterjubiläums, empfing er große Auszeichnungen. Persönlich war Herr v. Nelidow mit seinem langen weißen Vollbart der Typus eines Diplomaten der alten Schule. Groß, elegant, liebenswürdig, wußte er hinter der gelassenen Kälte des Weltmannes starke Aktivität zu verbergen. Er hatte auch wissenschaftliche Interessen. Seine Sammlung von Altertümern wird von Kennern gerühmt. Sein Tod macht in Paris Platz für Herrn v. Iswolsky, der nach der hier vorherrschenden Annahme sein Nachfolger werden wird. Es kann aber auch anders kommen, wie man in gewöhnlich gut informierten Kreisen andeutet.

*

Mehr als 55 Jahre lang ist der verstorbene Botschafter Alexander Iwanowitsch v. Nelidow im Dienst der auswärtigen Politik Rußlands tätig gewesen. Nachdem er den russisch-türkischen Krieg als Direktor der Kanzlei des russischen Ober-

Wir dichten . . .

Von **Hans Brennert.** [Nachdruck verboten.]

1.

„Jetzt wollen wir dichten . . .“ sage ich.

„Schön!“ sagt Hilde.

Wenn der goldene Herbsttag vergraut, und nur die höchsten Spitzen der Parkbäume jenseits der Straße roströt in den apfelgrünen Abendhimmel wachsen — wenn meine Tochter Hilde mit ihren Schwestern sich unten auf dem Asphalt die Rollschuhbeinchen müd' gelaufen — — wenn ich über dem Schreibtisch das Licht anbrenne und entschlossen weiße Bogen spreite: dann schlüpft sie still herein, aschblond, mit großen schwarzen Augen, hebt ihre kleine Gestalt auf den Sitz mir gegenüber und starrt sehnsüchtig auf das blütenweiße Papier. . . .

Sie hat seit ihrem fünften Jahr eine Wut auf unbeschriebenes Papier, die ich nicht mehr in demselben Maße teile. Und wenn sie vom Rollschuhen kommt, ist sie immer in Stimmung. Ich komme ihr also entgegen und sage: „Jetzt wollen wir dichten . . .!“

„Schön, Hans!“ sagt sie, rutscht vom Stuhl und kniet am Telephontischchen, wo sie im unteren Fach verdorbene Bogen weiß. Sie dichtet immer auf diesen weißen Rückseiten der ausgedienten Manuskriptblätter. . . .

Sie hat sich wieder mir gegenüber aufgebaut, legt den Kopf auf den linken Arm und scheint nachzudenken.

Auch ich suche noch nach dem Anfang — den ersten zehn Zeilen — — finde sie nicht, starre mißvergnügt hinaus in den Abendhimmel, dessen Apfelgrün längst verdämmert ist, und der nun wie ein nächtiger Berg über den schrägen Parkpappeln nachtblau in das Fenster hereindüstert: am liebsten möchte man hinaus und unter den rauschenden Bäumen ein paar Gartenstraßen ablaufen: aber dichten muß man . . .

In diesem Augenblick leckt Hilde an ihrem Bleistift und beginnt zu schreiben.

Sie hat schon einen Einfall . . .

Ich nicht.

Das Licht scheint auf das Papier. Die Bäume rauschen vor dem Fenster, das ab und zu leise klirrt, wenn hinter dem Park jenseits der Schein eines Mannszuges durch die herbstliche Nacht schießt.

Hilde schreibt. Ich warte auf meinen Einfall.

Wir dichten . . .

2.

Da sitzest du, kleine Dichterin, und schreibst.

Nur für dich. Mit krummen Fingern ebenso krumme Zeilen.

Du weißt noch gar nicht, was es heißt: gedruckt zu werden. Und verrissen zu werden. Für Geld zu dichten . . . Du schreibst für dich. Bist du keine Dichterin? —

Die aschblonde Seide deiner Haare fällt über deine kleine trotzig schreibende Faust. Aeltere Dichter sahen sich beim Schreiben sorgenvoll mit der wärmenden Linken über den kurzgeschorenen Schädel, in dem unter Drei-Millimeterstacheln die Gedanken frösteln.

Dichterin, kleine Dichterin, was schreibst du?

Ich schiele über mein Papier, das noch immer leer ist, hinüber.

Das sind doch Verse?!?

Also ich schwöre dir, mein Kind, wenn du später einmal dieses Blatt lesen wirst, das habe ich dir nicht gezeigt. Verse —! Du sollst mir einmal keine Vorwürfe machen.

Seit wann Verse? Du fingst doch mit Prosa an.

Wie fing es an? Und wann fing es an?

Ich glaube, es ist vier Jahre her und du warst fünf Jahr. Am Weihnachtsnachmittag. . . . Ich am selben Tisch wie heut und du nebenan mit deiner Puppe am Wagen. Die Mutter in der Küche bei den Weihnachtskarpfen. Mit einem Male höre ich deine kleine Stimme. Du sprichst mit Rosa, deiner Puppe, die nachher ein so fürchterliches Ende nahm. Ich höre nur den Anfang und kann gerade noch mit Kurzschrift dich einholen.

Hier ist deine erste Geschichte, kleine Dichterin. Ich habe ihr den Titel gefunden:

Schlangengesellschaft.

Es war einmal eine große Schlange. Die hatte lauter kleine Schlangen.

Und da hat sie eines Tages beim Bach gegangen und hat die Fischchens sich eingeladen.

Und da putzt sie ihre Stube sehr hübsch mit Schmackedutzjen. Und da stellt sie auf den Tisch eine Marzipanschlange.

Da kamen sie nu alle an.

Die Fische und die kleinen Veilchens. Die Marienwürmchens und die Maikäfer und die Tulpen. Der Walfisch, der Haifisch, der Silberfisch, der Goldfisch, der Karpfen, der Aal und weiter keiner.

Mehr kamen keine.

Ne Maus noch, und da war's alle.

Der eine Fisch konnte nich laufen. Der andre nich sprechen. Der zweite konnte nich schwimmen und der dritte nich Luft holen.

Die kleinen Schlangen waren draußen bei der Mutter in der Küche.

Die Fische fraßen derweilen die Marzipanschlange weg.

Wie die Mutter reinkam, fragt sie: Na, Fische, habt ihr mir nich die Marzipanschlanje weggefressen?

Da sagten die Fische: Ja!

Da sagte die Schlangenmutter: Was fällt euch denn ein, ihr dämlichen Fische!

Da nahm sie ihr Fischnetz und schmiß die Fische wieder rein. Da sind sie alle reingeplumst.

Nu is alle!

Fünf Jahre warst du. Am Weihnachtsmorgen erzähltest du Rosa, die deine Geschichte so schön fand, noch eine. Ich habe auch diese erhaschen können.

Der Engel und die Englein.

Nu will ich dir mal erzählen vom Weihnachtsengel.

Es war einmal ein blonder Weihnachtsengel.

Der hatte kleine Engelchen.

Und die hatten einen Garten mit Schnee und Schneebergen, und mit Tannenzapfen und Tannenzweigen waren die Beete bedeckt und die Blumen, damit sie nich erfrieren konnten.

Da sagte der Weihnachtsengel: jetzt müßt Ihr arbeiten! Dann könnt Ihr auch Schlittschuh laufen.

Da waren sie fertig.

Da ruft der Engel alle Engelchen zum Garten. Sie sollten Schlittschuh laufen und Schlitten fahren.

Goldene Schlittschuh haben sie nu angeschnallt sich, und der Schlitten hat weiße Pferdchens und die Pferde goldene Flügel gehabt.

Und da fahren sie auf den Berg und wieder runter.

Wie die Wilden! —

Und da fällt einer auf die Nase.

Da kamen sie wieder zum Weihnachtsengel.

Da sagte der Engel: Wo bist du hingewesen?

Da sagten die anderen alle: der is auf die Nase gefallen.

Da sagte der Große: Warum denn?

Da sagte der Kleine: Ich weeß nich!

Da sagte der Große: Wie sprichst du denn? Du sprichst ja so bäuerisch!

Und da brach er ihm die Flügel ab.

Nu is alle!

So war das Märchen. Nicht anders. Die tote Puppe Rosa könnte es bezeugen.

Märchenflügelwehen in stammelnden Kindesworten. . . .

Kleine Dichterin, ich wollte, wir Alten dichteten alle immer nur das, was wir sahen und erlebten. . . . Dichter, lasset uns bitten, daß wir alle einen blonden Engel finden, an den wir glauben, der uns die Seele zu Märchen stimmt.